

1941

Ob ich Angst habe? Nein. Schon seit drei Tagen hocke ich hier im Schnee. Ich sitze auf einem leeren Rucksack, eigentlich darf ich gar nicht sitzen, nur hocken. Nur für einen Augenblick würde ich mich gern hinlegen, für eine Sekunde, ein halbe Sekunde. Du darfst nicht, legte mir vor einigen Tagen der Kommissar unserer zerstreuten Truppe ans Herz. Und nun ist er tot. Wir haben ihn nicht einmal begraben. Wir sind geflüchtet, geflüchtet. Ich weiß nicht. Vor den Deutschen, vor den Italienern, vor den Unsrigen, vor den Weißen. Wir rannten an seinem Leichnam vorbei.

„Du darfst die Augen nicht schließen“, sagte er noch. Die Augen, seine Augen. Ich lief an ihm vorbei, als er dort im Schnee lag. Ich sah ihn nicht einmal richtig an. Wenn ich doch nur schnell seine Augen geschlossen hätte. Ich rannte. Ich rannte bloß.

Früher hatte es mich im Winter gefroren. Früher. Damals war es schön, damals, als ich noch spürte, wie mir der kalte Wind ins Gesicht blies und die Tränen über die Wangen liefen. Tränen? Ich darf nicht weinen. Nur nicht weinen. Bitte. Dann bleibe ich liegen, für immer liegen. Die Kälte, bin ich schon steif vor Kälte? Was ist das? Du darfst ja nicht die Augen schließen, ja nicht schließen. Ich spüre die Finger an den Händen, die Zehen an den Füßen nicht. Ich spüre nichts mehr. Meine Regelblutung ist schon lange ausgeblieben. Bin ich überhaupt noch eine Frau?

Ich höre niemanden. Ist überhaupt noch jemand von uns am Leben? Soll ich bis zum nächsten Strauch kriechen? Ich habe sie gesehen. Ich habe Katja gestern gesehen. Dort hinter den großen verschneiten Baumstämmen hatte sie sich versteckt. War sie allein? Wo steckt bloß Ančka? Und mein Bruder? Mein jüngster. Er hatte gerade mit der ersten Klasse Grundschule begonnen. Ganz stolz, überglücklich war er und der Nachbar schenkte ihm sogar einen kleinen Welpen. Er nahm ihn mit in die Schule. Nur ein paar Tage. Dann kamen die Italiener und der Nachbar mit ihnen. Mit dem Finger zeigte er auf Vater und Mutter.

„Das sind Rote, das sind Rote“, schrie er. Seit wann sind wir Rote, fragte ich mich und zitterte vor Angst. Das war das letzte Mal, dass ich Angst hatte.

„Keine Angst. Ich bin's nur.“

Jemand umarmt mich.

„Ančka. Du lebst.“

*

Seit einem Monat hab ich sie schon nicht mehr gesehen. Sie war am Feuer gesessen und hatte ihre Augen geschlossen. Sie war schön. Ist sie es noch immer? Gestern fand ich ihren jüngsten Bruder in der Jagdhütte. Barfüßig, ausgehungert, verängstigt. Er weinte.

„Meine Schwester hat gesagt, ich darf niemals weinen. Niemals. Meine Schwester hat gesagt, ich bin jetzt erwachsen“, schluchzte der Kleine.

Ich hob ihn hoch, setzte ihn aufs Pferd und brachte ihn ins Hauptquartier. Wir gaben ihm zu essen, wickelten ihn in eine Decke, setzten ihm eine Mütze mit dem roten Stern auf

den Kopf. Die ganze Nacht hing er wie eine Klette an mir. Ich kann nicht einen Schritt tun ohne ihn. Er weiß es nicht, er weiß nichts. Er ist verzweifelt. Abgestumpft vom Schmerz. Die Brüder, die Schwester, die Eltern. Wo sind sie? Der Vater ist im Lager in Gonars. Das ist alles, was er weiß. Das wissen wir aber sowieso alle. Soll ich ihn zu den Seinigen bringen? Auch sie sind auf der Flucht und verstecken sich schon monatelang. Manchmal berichtet mir jemand, er habe sie gesehen. Ich weiß nicht, wie ich ihn trösten soll, was ich ihm sagen soll. Zum Teufel! Soll uns doch endlich alle zusammen der Teufel holen. Und wenn ich ihm sage, dass seine Schwester noch lebt? Lebt? Niemand weiß, was mit ihrer Truppe ist. Sie wurden verraten. Und dann? Es ist zu gefährlich, sie zu suchen. Lebt sie noch? Sie ist die schönste, gewiss. Ist es gewesen? Aber normalerweise würdigt sie mich nicht einmal eines Blickes. Ist sie überheblich? Ich weiß, ich weiß. Sie hat das Gymnasium besucht und ich nicht. Sie hat viel gelesen und ich nicht. Egal, ob sie noch am Leben ist, wenn ich sie finde, lasse ich sie nicht mehr los. Nie mehr. Und der Bruder? Hätte ich mich so um den Jungen gekümmert, wenn er nicht ihr Bruder wäre? Er ähnelt ihr. Zu sehr.

Hier mitten in diesem Wald ist es sicher. Sind wir schon in Kroatien? Der Oberste Stab hat beschlossen, dass wir uns verstecken sollen, bis dieser Feuersturm vorbei ist. Ist das in Ordnung? Wir können nicht einfach so bleiben und warten, dass ein Wunder geschieht? Wir müssen weiter. Wir müssen helfen. Wohin? Wo ist wer? Es ist Winter. Der Frühling lässt schon wieder auf sich warten. Wir brauchen einen grünen Wald. Dann ist es leichter. Dann können wir zumindest Blätter essen. Und Gras. Die ersten Beeren. Bis dahin ist es noch lange. Ist sie am Leben?

Träum nicht! Freiwillige, wo seid ihr? Gehen wir.

*

Ich darf nicht einschlafen. Jetzt ist Ančka an der Reihe.

„Wenn ich schnarche, halt mir die Nase zu“, flüsterte sie mir noch zu, bevor sie die Augen schloss.

Sie war im Nu weg. Nun ist schon meine Zeit zu Schlafen angebrochen. Ich kann sie nicht aufwecken. Ihr Kopf ruht in meinem Schoß. Ich versuche, noch ein wenig auszuhalten. Ich streichle über ihr Haar. Wann kommen wir einmal zu etwas Wasser, um uns die Haare zu waschen. Alles juckt. Bestimmt haben wir wieder alle Läuse. Mutter, wo bist du? Wo sind deine sanften Hände, die mir jeden Morgen den Zopf geflochten hatten. Wo bist du? Die Abende, als du uns Zichorienkaffee gekocht und Kastanien gebraten hast. Du bist am Holzofen gesessen und hast Socken gestopft. Socken für sieben Kinder. Du hast gelächelt und dir unsere Dummheiten angehört. Erst jetzt denke ich daran, dass du wahrscheinlich die ganze Zeit müde warst, dass du allein warst, dass du keine Stütze an deinem Mann hattest, unserem Vater, der immer grimmig und anspruchsvoll war und dich ohne Worte bei jedem Schritt wissen ließ, dass er daheim enterbt worden war, weil er sich für dich entschieden hatte. Er verlangte ewige Dankbarkeit und du hattest immer geschwiegen. Und die beiden Cousins, die Söhne von Vaters Bruder, der das große Gut statt seines älteren Bruders bekommen und eine Frau geheiratet hatte, die dauernd nur in der Kirche betete, zeigten in der Schule immer mit dem Finger auf mich und lachten mich gehässig aus. Ich wollte es dir nie erzählen. Doch wo bist du jetzt nur? Sicherlich nicht unter uns. Mutter, wo bist du? Lojze vom Nachbarn, der vor ungefähr einem Monat zu uns gekommen war, erzählte, dass man Vater und dich, beide gefesselt, abgeführt habe, dass Vater angeblich in Gonars sei, dass niemand etwas von dir wisse und dass meine Brüder in alle Winde zerstreut seien. Unser Heim ist angeblich ein italienischer Stützpunkt geworden und davor hatten die Nachbarn

alles, was im Haus noch brauchbar war, mitgenommen. Ich bin nicht mehr müde, ich friere nicht mehr, ich habe keine Angst mehr, ich mache mir nur Sorgen, was mit euch ist. Ich darf nicht weinen. Ančka soll ruhig noch ein wenig schlafen.

*

Der Schnee begann zu schmelzen. Die Jüngsten schlichen sich nachts davon und kamen am Morgen mit ein paar alten Kartoffeln zurück, die sie auf einem naheliegenden Acker gefunden hatten. Der Koch bereitete eine Art Suppe zu, eine ungesalzene Kartoffelsuppe und die jüngsten Kämpfer wurden im Nu zu Helden.

Der Spähtrupp ist zurückgekehrt. Es wird schlimm. Es wird schwer. Wir müssen weiterrücken. Die Deutschen kommen den Italienern zu Hilfe. In der Nacht haben wir drei Kämpfer verloren, die im Schnee eingeschlafen waren und der Sliwowitz ist uns ausgegangen, der die Wunden der Verwundeten linderte. Wir werden uns irgendwie bis zum Kloster durchschlagen müssen, wo die Mönche leben, die uns zur Seite stehen. Sie decken uns immer mit Schnaps, Mehl, Schmalz, Dörrfleisch und einem Haufen Optimismus ein. Wir müssen uns bis zu ihnen durchschlagen und dort die Verwundeten verstecken, zumindest für ein paar Tage. Die paar Pferde, die uns noch geblieben sind, sind zu ausgehungert, um noch zu etwas nütze zu sein. Was sollen wir mit ihnen tun?

Wir räumen zusammen, verwischen die Spuren und machen Kampfpläne. Ihr jüngster Bruder bittet um ein Gewehr oder zumindest um eine kleine Granate. Eine kleine Granate. Das arme Kind. Wird es mir weiterhin gelingen ihn zu beschützen? Ich denke nicht mehr an seine Schwester. Ich versuche es zumindest. Es tut zu sehr weh.

*

„Meine Kinder, bleibt stark. Vergesst nicht, wer ihr seid, was ihr seid“, sagte der Slowenisch-Lehrer noch, bevor er durch das Fenster flüchtete.

Wir zitterten vor Angst und Grauen. Der Gymnasialdirektor, der Religionslehrer und vier italienische Offiziere betraten das Klassenzimmer. Und ein Dolmetscher. Mir schien, er war noch blasser als wir. Der Direktor schaute jedem tief in die Augen, schlug mit dem Stock auf den Tisch und später auf unsere Finger und schrie.

„Wer war's? Wer hat diesen Lesestoff in die Schule mitgebracht? Wer hat diesen verräterischen Aufstand organisiert?“

Verräterischen Aufstand? Wer war der Verräter? Wir, die die italienische Herrschaft nicht akzeptieren. Wir, die dem Lehrer versprochen haben, nicht zu vergessen, wer wir sind. Wir? Verräter? Der Direktor meint, wir hätten einen gefährlichen Weg gewählt. Das stimmt. Aber nicht seinen gefährlichen Weg. Unseren gefährlichen Weg. Noch in derselben Nacht gingen Mara, Katja, Marija und ich in den Wald. Wir kehrten nicht mehr aus der Schule nach Hause zurück. Maras Bruder hatte vor der Schule auf uns gewartet und uns gewarnt.

„Geht nicht nach Hause. Dort ist die Hölle los.“

Den Lehrer, der sich die Beine gebrochen hat, haben sie erwischt. Wir versteckten uns bis zum Abend und kamen dann nachts durch Verbindungen zu meinem älteren Bruder, der schon vor einigen Monaten verschwunden war.

„Besser für euch, wenn ihr nichts wisst“, meinte er noch, bevor er die Tür hinter sich schloss.

Er lachte über uns, als er uns sah. Uns, vier verschreckte Mädchen mit Schulranzen, mit Röcken und Sandalen. Es war Sommer.

„Was sollen wir nur mit euch machen“, machten sich mein Bruder und seine Kampfgenossen über uns lustig. Am nächsten Tag bekamen wir von der Frau eines Bauern die Hosen ihrer Söhne. Eine Woche später gaben sie mir feierlich ein Gewehr in die eine Hand und ein Glas Honigwein in die andere. Und ein paar Tage später, als ich das erste Mal einen Menschen erschoss, wurde ich zur Truppenkommissarin ernannt. Genaugenommen wurde ich Kommissarin noch bevor ich ein Gewehr bekam. Sie schickten mir Ančka zu Hilfe, die aus einer anderen Ecke des Landes kam. Ich erblickte und umarmte sie. Im Augenblick wurde sie die Schwester, die ich nie hatte.

Ančka schläft. Ich streichle sie mit meinen Händen, die töten. Mit Händen, die sich an die Hände meiner Mutter erinnern. An sanfte Hände, die mich jeden Morgen kämmten. Hände. Tod. Stille. Stille, die tötet.

*

Langsam. Langsam. Alle fünfzig Meter bleiben wir stehen, horchen, warten und wenn die Patrouille zurückkehrt, rücken wir weiter. Aber wo kommen wir hin, wenn wir so weitergehen. Die Pflegerinnen sorgen dafür, dass die Verwundeten schweigen. Ich will nicht wissen, wie sie dafür sorgen. Wenn ich verwundet wäre, würde ich mich auf der Stelle erschießen. So eine Last für die anderen zu sein, so abhängig von anderen, dass ich, dass ich ... Nein, ich würde mich sofort erschießen. Ich würde niemanden um Hilfe bitten. Ist sie am Leben, ist sie verwundet? Ich will nicht einmal daran denken.

„Wir werden hier übernachten“, entschied der Kommandant. Wir waren zu nah ans Dorf gekommen und so mussten wir uns tief in den Wald zurückziehen. Es ist zu dunkel, um weiterzugehen.

Man weckte mich, damit ich die Wache ablöse. Sie hatten mich aus einem tiefen Traum gerissen. Einem Traum? Träumte ich wirklich? Ich war wieder ein Junge, der Vater zum Bahnhof in einem nahegelegenen Dorf begleitete. Ich bat ihn, nicht zu gehen. Ich bat ihn, mich mitzunehmen. Bat. Ich weiß nicht, was ich ihn alles bat. Er wollte mir die Tränen mit dem frischen Taschentuch abwischen, das ihm die Mutter mit auf den Weg gegeben hatte.

„Das darfst du nicht, das hat dir Mutter für die Reise mitgegeben.“

Er sah mich an, strich über meine Haare und gab mir einen Schlag auf die Schulter: „Du darfst nicht weinen. Nun musst du für die Familie sorgen, bis ich so viel verdiene, dass ihr nachkommen könnt.“

Auch der Vater meines Freundes reiste ab. Wir beide kehrten nach Hause zurück. Langsam, wir gingen langsam. Wir schwiegen. Vor dem Haus saßen Mutter, meine jüngeren Brüder und Schwestern. Mutter würde bald wieder ein Kind zur Welt bringen. Ich ging in den Wald, hinunter zum Fluss, und weinte. Nach zwei Tagen kehrte ich zurück. Ich war erwachsen geworden. Es kam ein Brief aus Amerika mit drei Dollars darin. Dann kam ein Brief ohne Dollars. Und dann noch einer. Dann nichts mehr.

Nein, ich hatte nicht geträumt. Wird diese Nacht je enden? Und dieser Krieg? Noch einen solchen Winter werden wir nicht überleben. Ich weiß nicht mal, ob wir diesen überleben werden. Der Freund aus dem Dorf, mit dem ich gemeinsam Vater begleitet hatte, hat sich anders entschieden. Er war zu den Weißen gegangen.

„Weißt du, ich werde nicht frieren und nicht hungrig sein. Und die Meinigen werden in Sicherheit sein.“

Das hat er gesagt. Hatte er Recht? Nein, er irrt sich bestimmt. Zumindest hoffe ich, dass er sich irrt. Es wird ihm noch Leid tun. Wenn der Mond wenigstens für ein paar

Augenblicke scheinen würde. Und die Sterne! Wenn ich in dieser Nacht, in der ich nicht schlafen darf, wenigstens die Sterne betrachten könnte. Wie in jenen schönen Nächten, als ich noch Kühe gehütet hatte. Ich lag da und zählte die Sterne. Sie trugen mich zu meinem Vater zu Besuch. Mit den Sternen reiste ich übers Meer in das Land, von dem es hieß, es sei wunderbar und schön. Ich bat die Sterne, Vater auszurichten, wie es mir geht und dass ich wirklich für die Familie Sorge und ich bat die Sterne, mir einen Gruß von Vater zu überbringen. In jenen schönen warmen Nächten. Damals wusste ich nicht, dass sie schön waren.

*

„Warum hast du mich nicht geweckt?“ fragte sie.

„Du hast geschlafen wie eine Tote.“

„Danke dir für die Verschnaufpause. Und die Sicherheit. Mach du noch die Augen zu, zumindest für einen kurzen Augenblick.“

„Ich darf nicht. Es wird schon Tag.“

Ich sitze auf einem Felsen. Um mich herum lauter Leichen. Ich ging von einem Totem zum nächsten. Ich schloss ihnen die Augen. Egal. Italienern. Deutschen. Partisanen. Ich schloss ihre Augen wie eine Maschine. Bin ich eine Maschine geworden? Was bin ich? Wer bin ich?

Als mich Ančka zu überreden versuchte, einzuschlafen, kam ein Partisan an uns vorbeigelaufen. Und dann noch einer und noch einer. Sie flohen.

„Flieht“, schrien sie.

Wir werden angegriffen.

„Diese Irren“, schrie Ančka, nahm ihr Gewehr und rannte in die entgegengesetzte Richtung.

„Zum Angriff, zum Angriff“ rief sie, als wäre sie verrückt geworden.

Ich rannte ihr nach und schrie selber. Ich kann meine Stimme nicht ertragen, wenn ich schreie. Ich sprang über Gestrüpp und lief auf Leben und Tod. Eher sterbe ich, als zu fliehen. Einige andere Partisanen rannten uns nach, die Partisanen, die vor einigen Sekunden noch auf der Flucht waren.

Ich sitze auf einem Felsen und betrachte die Toten. Außer vieren haben wir alle aus unserer Truppe überlebt. Bin ich wirklich eine Maschine geworden?

„Woher nehmt ihr Weiber nur diese Kraft?“

Sollte das ein Lob sein oder was? Der Kurier kam, um mir zu sagen, dass es an der Zeit sei, sich auf den Weg zu machen.

*

Wie lange habe ich kein Feuer mehr gesehen. Ich sitze hier im Warmen und warte, dass die Suppe im Kessel fertig ist. In letzter Zeit haben wir nur noch Baumrinde gegessen und zehn unserer Verwundeten sind gestorben. Vielleicht bin schon verrückt geworden? Ich weiß nicht, woher ich all diese Kraft nehme. Das ist keine Kraft. Das ist Wut und Wahnsinn. Ein Augenblick. Hier und jetzt. Ein Augenblick, in dem man nichts zu verlieren hat. Man sieht dem Gegner in die Augen und weiß: Er oder ich! Er oder ich? Manchmal wünsche ich mir, ich wäre es. Ich wünsche mir, dass all dies endlich ein Ende nimmt.

Ich habe gehört, dass sie sich gerettet hatten und Ančka und sie zur Kommandantin und Kommissarin des Bataillons ernannt worden waren. Ich weiß nicht, welche von ihnen

Kommandantin und welche Kommissarin ist. Egal. Hat man das dort den Männern zum Spott beschlossen? Sie ist am Leben, habe ich gehört. Ich werde sie ansprechen, wenn ich sie treffe. Ich hab ja ihren Bruder an meiner Seite.

Der Kleine marschiert am Feuer auf und ab, salutiert unsichtbaren Kommandanten und wiederholt unentwegt: „Ich bin ein Partisan geworden. Ich bin ein Partisan geworden.“

Der Arme, er hat ja keine Ahnung, was ihn erwartet. Aber in diesem Augenblick ist er stolz. Er kann es kaum erwarten, es seiner Schwester und den Brüdern zu erzählen. Wird er das erleben? Ich weiß nicht, warum ich um ihn mehr Angst habe, als um mich.

Gestern haben wir die Burg angegriffen, in der ich vor dem Krieg gearbeitet hatte. Die Familie des Grafen ist längst geflohen und die Italiener haben die Burg bezogen. Die Bibliothek ist abgebrannt. Ich habe noch immer ein paar Bücher des Grafen. Er hat sie mir immer wieder geliehen und mit mir diskutiert. Ich sollte die Meinigen grüßen, sagte er mir jeden Abend beim Abschied und sprach mir Trost zu, dass ich bald so viel verdienen würde, um mich über den großen Teich aufmachen zu können und meinen Vater zu finden. Ein eher eigenartiger Zuspruch, der aber jedes Mal für einige Augenblicke geholfen hatte.

Der Dorfpfarrer führte lange Gespräche mit Mutter, bis sie schließlich nachgab. Man schickte mich in die Schule nach Ljubljana, ans Collegium Aloisianum. Größtenteils verbrachte ich die Nächte weinend und als ich einem Mitschüler anvertraute, kein Herr werden zu wollen, wurde ich am nächsten Tag in Windeseile zurück ins Dorf geschickt. In ein Dorf, wo Armut und Misstrauen herrschten. In ein Dorf, das nur zu Fuß erreichbar ist und ein Dorf, in dem jedes Haus eine traurige Geschichte birgt. In ein Dorf, das auf der Schattenseite des Berges liegt. Ein Dorf, das den Namen Bogneča vas trägt. Wenn ich den Namen richtig verstehe, heißt das das Dorf, das nicht einmal Gott will. Sagen wir's mal so.

Und überhaupt, Gott. Mit ihm habe ich so oder so meine Probleme. Bisher hat er mich immer verraten. Also lasse ich ihn links liegen. Für immer.

Er setzte sich zu mir. Ich bewunderte ihn. Eigentlich nicht ... Ich respektierte ihn. Er war aus Spanien zurückgekehrt. Er weiß, was Krieg bedeutet und weiß, was ein Bürgerkrieg ist. Er weiß, wie es aussieht, wenn sich Bruder und Bruder in die Augen blicken, jeder auf der anderen Seite. Er weiß alles, aber über Spanien will er nicht sprechen.

„Vergiss es“, sagt er jedes Mal, wenn ich ihn frage.

„Vergiss es.“

„Ich habe sie gesehen“, sagt er.

„Aber du wirst dich bemühen müssen. Sie hat zu viele Verehrer.“

Ich dachte, ich springe ihm an die Gurgel. Er grinste mich nur an. Auf ihn wartet seine Frau in Ljubljana. Und sein Kind. Was ist mit ihnen? Kann er überhaupt noch jemals ruhig schlafen?

Ich werde ein wenig einnicken. Hier am Feuer. Wann war mir bloß das letzte Mal warm. Den Kleinen decke ich zu. Er schläft schon tief und fest und hält in seiner Hand die Mütze mit dem roten Stern umklammert. Gute Nacht! Niemand weiß, was morgen kommt. Ruhe. Stille. Angst.

*

Marija ist in einem roten Rock zu den Partisanen gestoßen.

„Bist du verrückt“, herrschte sie der Parteisekretär an.

„Man sieht dich ja kilometerweit!“

Marija weinte: „Du bist nicht mein Sekretär. Ich bin nicht in der Partei. Und ich bin geflohen, geflohen. Vom Berg habe ich zusehen müssen, wie mein Heim niedergebrannt ist.“

Mein Bruder, meine Schwester und ich. Jeder floh in eine andere Richtung. Als wir nach Hause kamen, lagen Vater und Mutter erschossen vor dem Haus. Wir drei begannen loszurennen. Der rote Rock. Meine Mutter hat ihn mir für den ersten Tag an der neuen Schule genäht.“

Wir sahen uns an. Wir müssen sie in Sicherheit bringen.

„Ich werde nachts bei ihr schlafen“, sagte ich.

Wenn überhaupt irgendjemand noch schlafen kann.

Ich betrachte Marija. Sie hatte im Nachbarhaus gewohnt. Ich hatte sie beneidet, wirklich. Und sie weiß das. Ich habe es ihr offen und ehrlich gesagt. Einige Monate, ehe der Krieg begann, war sie mit ihrer Familie aus Amerika zurückgekehrt. Sie hatte das Meer gesehen. Sie war mit einem Schiff übers Meer gereist. Das Meer. Werde ich es jemals sehen?

Marija schluchzt. Ich weiß nicht, was ich ihr sagen soll. Dass ich ihren Vater bewundert habe? Ich erinnere mich, wie wir zu ihm gegangen waren, als die Italiener und die Deutschen die Stadt besetzt hatten. Am Rathaus hing eine Zeit lang die deutsche Fahne, dann wieder die italienische. Sie wurde immerfort ausgetauscht. Die Stadt war voller Hakenkreuze und das Gymnasium wurde zu einem italienischen Kriegslazarett umfunktioniert. Nur einige leerer Klassen sind uns geblieben. Der Italienisch- und Landeskundelehrer, der von irgendwo aus der Toskana stammte, sagte uns immer wieder: „Kinder, vergesst die Politik. Es wird euch zugute kommen die italienische Sprache und Landeskunde zu lernen. Vergesst die Politik. Vergesst sie.“

Er bemühte sich vergebens, uns ein Gedicht über eine Henne beizubringen. Es waren nur drei Verse. Irgendwann gab er es auf.

Und dann waren wir alle am 1. Dezember, als der Feiertag des vereinigten Jugoslawiens verboten wurde, aufgestanden und haben dem ehemaligen Staat, der noch immer unsere Heimat war, mit einer Schweigeminute die Ehre erwiesen. Auch die jüngsten Schüler, obwohl wir ihnen eingebläut hatten, dass sie es nicht dürfen. Man schickte uns aus der Schule und stellte die Bedingung, dass wir der faschistischen Jugendorganisation GIL beitreten. Wir gingen zu Marijas Vater. Er hörte uns an, schwieg lange und blickte uns an. Dann sagte er:

„Ihr müsst euch selbst entscheiden.“

Die Schule wurde von der Polizei besetzt. Und wir sind in alle Winde zerstreut. Nun ist er tot. Was soll ich Marija sagen? Dass sie mich hat? Ein schwacher Trost.

*

Ich glaube, der Winter ist vorbei. Es ist irgendwie eigenartig ruhig in letzter Zeit. Im Dorf schenkten uns die Bauern Ostereier, Schinken und Potitze.

„Wir haben alles weihen lassen“, versicherten sie uns.

Wir badeten im Bach, schnitten uns die Haare, rasierten uns und schliefen uns endlich aus.

„Die Panzer nähern sich der Kolpa“, ruft uns ein rennender Junge aus dem Dorf nach.

Er fuchtelt mit den Armen. Seine Schwester und ich gingen gemeinsam zur Schule. Einige von uns steigen auf den Berggipfel hinauf. Panzer, LKWs, voller bewaffneter Soldaten, Jeeps, Motorräder. Gestern haben wir die Brücke zerstört. Etwas bewegt sich im Wasser.

„Es sind unsere Leute“, sagt ein MG-Schütze.

Ich nehme einen Feldstecher. Menschen auf Pferden versuchen den Fluss zu überqueren. Ein Mann mit Bart steigt vom Pferd, um einem Ertrinkenden zu helfen. Es sind wirklich unsere Leute und dieser Fluss ist tückisch. Ich erblicke sie. Sie redet dem Pferd zu,

streichelt es, zieht an den Zügeln. Es zieht ihr den Boden unter den Füßen weg. Sie lässt das Pferd noch immer nicht los. Sie ist ja verrückt. Sie bleibt kraftlos am Ufer liegen. Wir eilen zu Hilfe.

„Genossin, nimm meine Decke“, sage ich zu ihr und wickle sie ein.

„Ich konnte ihn nicht retten. Ich konnte nicht“, flüsterte sie.

Ihre Lippen sind blau angelaufen. „Er hat mir so oft das Leben gerettet.“

„Es war ja nur ein Pferd“, tröste ich sie und weiß, was ein Pferd in solchen Zeiten bedeutet. Für mein eigenes würde ich sogar mein Leben geben. Ein Menschenleben für ein Pferd. Ich drücke sie fest an mich.

Es ist ruhig, ruhig. Sie liegt dort am Feuer. Sie schläft. Ihr Bruder klammert sich an sie. Er lässt sie nicht los. Während sie schläft, erzählt er ihr von seinen Heldentaten.

Und Marija? Erzählt völlig verzweifelt von ihrem roten Rock. Das Wasser hatte ihre Kleidung fortgetragen.

„Mutter, meine Mutter“, erzählt sie.

„Meine Mutter hat ihn mir genäht. Das Wasser hat ihn fortgetragen. Den roten Rock.“

Wir werden ihr noch nicht sagen, dass sich ihr Bruder retten konnte und die Schwester den Deutschen in die Fänge geraten war. Dort am Brunnen beim Weinberghäuschen haben sie sie erschossen. Wenn der Krieg jemals zu Ende sein wird, kaufe ich ihr einen neuen roten Rock.

*

Kaum, ich konnte meinen Kopf kaum heben. Jemand benetzte meine Lippen mit Wasser und jemand streichelte mich.

„Ančka, du lebst!“

„Du Verrückte. Du würdest dein Leben für mich geben, für ein Pferd, wahrscheinlich auch noch für den Teufel selbst“, schilt mich Ančka lächelnd.

„Du lebst, du lebst!“ Ein hagerer Junge umarmt mich so stark, dass mir die Luft wegbleibt. „Meine Schwester, schau, was ich bekommen habe.“

Unter Freudentränen zeigt er mir stolz seine Mütze mit dem roten Stern. Zumindest einer aus der Familie ist am Leben. Nach den anderen wage ich nicht zu fragen. Wie viel Angst muss er bloß überstanden haben? Wo war er nur umhergezogen und wie hat er sich zu den Partisanen durchgeschlagen? Ich streichle ihm über sein einst so lockiges Haar. Was hat er nur damit gemacht?

„Weißt du, dieser Kommandant hat gemeint, dass mir etwas am Kopf herumkriecht und dann hat man mir die Haare abrasiert. Aber dafür hat er mir versprochen, dass ich sein Gehilfe werde. Kein Kurier, weil ich dann wieder viel allein sein müsste.“

Dieser Kommandant da? Der dort abseits am Baumstamm lehnt und lächelt. Ist das nicht der, der eines morgens damals mitten im Winter, als es zwanzig Grad unter Null hatte, in unser Lager kam und uns anbrüllte, wir seien alle bürgerliche Memmen? Bürgerliche Memmen! Dieser unverschämte Kerl. Dieser hochmütige Großklotz.

„Komm, komm zu uns, setzt dich zu uns“, ruft ihn mein Bruder.

„Genossin, geht es dir gut?“ fragt er mich. Er hat schöne Augen. So dunkel und tief. Keine Verachtung darin zu sehen. Kein Hochmut. Augen, voller Verständnis. Respekt?

Ich nicke und lege meinen Kopf wieder auf die Decke. Mir ist noch immer schwindlig. Ich fühle noch immer diesen Wasserwirbel, der mich ins Ungewisse zieht, jenen Wirbel, der

mich beinahe überredet hätte, mich ihm zu ergeben. Bin ich dem Tod entronnen? Ich schließe meine Augen und gebe mich meinen Träumen hin. Das Meer. Ich bin am Meer.

*

Rast. Aber nur eine kurze. Ich lausche dem Regen. Ich höre zu, wie er auf die Blätter des Baumes fällt, unter dem ich hocke.

„Weiter“, höre ich wieder. Verflucht, ich habe mich ja nicht einmal richtig hingesetzt. Schon wieder weiter. Wir sind nass und schlammbedeckt. Ich seufze auf. Tief, so tief ich kann. Auf diesen langen Märschen habe ich mir angewöhnt, tief und langsam zu atmen. Manchmal, damit das Ganze schneller vergeht, zähle ich die Sekunden und wie viele Schritte es mir gelingt, in einem einzigen Atemzug zu machen. Ich werde besser und besser darin.

„Hast du nicht den Sliwowitz für die Verwundeten im Kloster geholt? Haben sie ihn dir nicht gegeben?“ Der Maultiertreiber kam mir nachgehechelt. Ich erinnere mich noch aus den Vorkriegszeiten an ihn. Aus dem Nachbardorf. Eines Tages haben wir Jungs aus unserem und ihrem Dorf uns einfach so vor der Kirche geprügelt. Wir alle wurden zur Beichte gerufen. Keiner von uns ging hin. Und wir haben nie wieder die Kirchentürschwelle betreten.

„Hab ich, hab ich. Natürlich haben sie ihn mir gegeben.“

„Und hast du nicht wenigstens ein bisschen für uns zurückbehalten“, drängt er in mich.

Ich schweige. Natürlich habe ich das getan, aber es ist noch zu früh, um ihn herzuzeigen. Es liegt noch ein langer Weg vor uns. Wir sind auf dem Weg nach Bosnien. Gestern hat sich die kroatische Delegation zu uns gesellt. Wir sind irgendwie misstrauisch einander gegenüber.

„Rast!“

„Nur einen Schluck“, flüstert der Maultiertreiber.

*

Gestern haben wir einige Leute aus dem Dorf gefangengenommen. Als wir noch Kinder waren, hockten wir ständig zusammen. Ich blicke sie an, wie sie verschreckt auf dem Boden sitzen und warten. Sie warten. Ein Häufchen Elend. Ich bleibe vor Milan stehen. Früher war ich ein wenig verknallt in ihn. Ein wenig. Eigentlich weiß ich nicht, ob ich es wirklich war.

„Milan, was hast du dir dabei gedacht, dich diesen Faschisten anzuschließen? Was nur? Warum bist du nicht mit uns mitgegangen?“

Milan lässt den Kopf sinken.

„Ich habe mich mit meinem Onkel und meinem Vetter gemeinsam gemeldet. Mein Onkel hat mir gesagt, dass sich sein Bruder, mein Vater, auch den Weißgardisten angeschlossen hätte. Die seien die richtigen. Auch der Pfarrer hat ihm recht gegeben.“

Ich erinnere mich an jenen Tag, als sie Milans Vater auf einem Wagen aus dem Wald gebracht hatten. Der Leichnam war mit einem Tuch zugedeckt, weil sein Anblick angeblich grauenhaft gewesen sein soll. Die Förster hatten eine riesige alte Eiche gefällt und Milans Vater stand auf der falschen Seite. Er hatte fünf Kinder daheim.

Und dann, dort am Grab. Als der Pfarrer seine Leier heruntergebetet hatte, sang der Dorfchor. Milan stimmte mit ein. Er stand daneben und sang aus vollem Halse. Tränen liefen ihm die Wangen hinunter.

Es ist so ein schöner Morgen. Und hier sitzt ein verängstigter Milan vor mir. Ich hätte öfter mit ihm reden sollen. Ihm erzählen, was uns die Lehrer in der Schule gesagt hatten. Wir hatten Glück. Glück? So viele gute linke Lehrer wurden in unsere Stadt strafversetzt. Wenn ich nur an Kosmač denke. Als die Deutschen in Tschechien einmarschierten, beschrieb er uns das Land und seine Leute so lebhaft, dass wir uns fast alle im Nu freiwillig meldeten, um den Tschechen zu Hilfe zu eilen. Natürlich wurde nichts aus dem Ganzen. Vor allem meine Tante war schuld, die auch an unserem Gymnasium unterrichtet hatte. Französisch. Sie war schrecklich.

„Lasst den Unsinn, Kinder.“

„Wir sind schon lange keine Kinder mehr“, verteidigten wir uns gekränkt.

Und damals hätte ich mit Milan reden sollen. Tat ich aber nicht.

„Und was sollen wir jetzt mit ihnen?“

„Vielleicht sollten wir mit jedem einzeln reden. Überlasst Milan mir“, sage ich.

Milan ist glücklich.

„Ich werde dein Kurier“, sagt er.

Ich hoffe, ich hoffe wirklich, dass es ihm eines Tages nicht Leid tun wird. Es ist wirklich ein wunderschöner Morgen. Und so eine selige Ruhe. Wenn es nur für ein paar Tage so bleiben könnte!

*

Wir kamen früh am Morgen im Dorf an. Die Leute erwarteten uns bereits. Sie führten uns zu großen Kesseln, aus denen es duftete. Wie es duftete! Bosnischer Eintopf.

„Noch ein bisschen?“

„Ein wenig Rakija?“

Ich warf mich aufs Heu und schlief ein. Schließ.

„Wach auf, du Faulpelz! Du schläfst schon seit zwölf Stunden. Wach auf!“

„Sei nicht lästig. Lass mich noch ein bisschen. Noch fünf Minuten.“

„Wach auf! Wir gehen zu Tito. Verstehst du? Zu Tito! Es ist fünf von uns ausgewählt worden, um zu einem Gespräch mit ihm zu gehen. Auch wir zwei. Steh auf!“

Zu Tito? Meine Knie schlottern. Zu Tito? Ich springe auf, ziehe mein altes Sakko zurecht, spucke in die Hand und richte meine Haare. Ich spucke in die Hand, aber es ist zu wenig, um mir die Schuhe zu putzen. In meiner Brusttasche trage ich den Sliwowitz, der für die Verwundeten gedacht war und den ich dann für uns für die lange Reise beschlagnahmt habe. Soll ich ihn Tito schenken? Tito? Ein slowenisches Geschenk?

Man verbindet uns die Augen. Ich weiß nicht, wie lange wir schon gehen. Bergauf, bergab, wieder bergauf.

Tito. Diese verdammten Knie hören nicht auf zu zittern.

„Genossen, die Lage sieht sehr schlecht aus. Wir denken darüber nach, euch, die slowenischen Partisanen, aus Slowenien abzuziehen und Slowenien den Deutschen zu überlassen. Wir können nicht alles unter Kontrolle haben. Es ist zu schlimm.“

Slowenien? Überlassen? Niemals.

Ich tippe an die kleine Sliwowitzflasche in meiner Brusttasche. Sie ist warm. Sie wird für uns bleiben.

*

Ich denke, dass das eine verkehrte Welt ist. Ich habe mich in einem Weinberg versteckt, mich mit Weintrauben angegessen, dass sich mir nun der Magen krümmt. Gestern wurde ich Kommissarin der Brigade. Ich habe groß geschaut, woher dies alles plötzlich, die Mädchen aus der Truppe sangen Katjuša für mich und Ančka stolziert wegen mir umher, als hätte ihr der Kaiser persönlich einen Orden verliehen.

Kommissarin der Brigade. In diesem Augenblick hätte ich gern meinen Vater gesehen. Er wäre vor Wut rasend geworden. Ich bin seine einzige Tochter. Und habe sechs Brüder.

„Du gehst nicht mehr in die Schule. Es ist genug. Die Knaben werden zur Schule gehen. Zu Hause gibt es viel Arbeit. Schau dir nur deine Mutter an, wie sie von frühmorgens bis spätabends schuftet.“

Damals habe ich zum ersten und letzten Mal gehört, dass meine Mutter ihre Stimme erhob. Und dann kam auch noch die Tante Lehrerin, diese widerwärtige Französischlehrerin, zu Hilfe. Die jüngeren Brüder freuten sich, dass ich weiterhin die Hausübungen für sie schreiben würde und der älteste marschierte grimmig in der Küche auf und ab und wagte es nicht zu erzählen, dass er die Klasse nicht geschafft hatte und dass ich ihn überholt habe. Aber er hat als einziger von uns schon das Meer gesehen. Das Meer. Der Weinberg. Die Brigade. Vater. Sein wütendes Gesicht. Das italienische Konzentrationslager. Das hat er nicht verdient. Aber das ist eine andere Sache.

Abends, als ich unter dem Baum liege und darüber nachdenke, was die Aufgabe einer Brigadekommissarin alles mit sich bringt, setzt sich Marko zu mir. Ich weiß nicht, ob er mich noch immer hasst. Er lacht mich an.

„Du kannst aber wirklich über Wasser gehen.“

Wir sind zusammen in die Schule gegangen. Eines Tages im Winter stand ich am Bach und Marko rief mich vom gegenüberliegenden Ufer.

„Wie bist du auf die andere Seite des Wassers gelangt?“

„Ach, im Winter kann man über Wasser gehen.“

Natürlich ist er ins Wasser getreten. Ich hörte Schreie und rannte weg. Am nächsten Tag wurde ich fast aus der Schule ausgeschlossen. Und dann meldete sich Markos Vater.

„Der Bengel hat sich das selbst zuzuschreiben, wenn er so verrückt ist, jedem zu glauben. Sogar einem Mädchen.“

Nun lachen wir beide. Marko hatte mich bis auf den Tod nicht ausstehen können. Das ist noch nicht so lange her und nun bin ich Kommissarin der Brigade. Dazwischen sind Jahrhunderte vergangen.

„Marko, du wirst mir helfen müssen.“

„Sind sie schon aus Bosnien zurückgekehrt?“

*

Ich weiß nicht, ob mich überhaupt noch ein Leben erwartet. Mir scheint, dass ich mich nur noch daran erinnere, wie es sich anfühlt zu leben. Wir hocken schon die ganze Nacht hier oben in den Bergen, in Erdbunkern. Den Sliwowitz haben wir ausgetrunken. Der Wind pfeift, sodass man ihn deutlich hören kann und die Wölfe heulen. Für Momente weiß ich nicht, ob ich den Wind oder die Wölfe höre. Und unten im Tal ist es schon Frühling. Die ganze Nacht denke ich mir, dass das Ende gekommen ist. Das Ende. Das ist alles, das war das Leben. So betrachte ich nun mit zwanzig Jahren die Bilder meines Lebens und warte. Warte. Zum ersten Mal höre ich Wölfe. Ich habe sie noch nicht gesehen. Was ich alles noch nicht gesehen habe. Denk nicht nach!

In Bosnien hatten wir nein gesagt.

Bleiben wir jetzt etwa allein?

*

Marija und ich wurden von zwei Männern auf Motorrädern abgeholt. Beide aus dem Obersten Stab.

„Kommt ihr beiden, wir fahren in die Therme. Nun ist sie auf befreitem Gebiet. Wir werden essen, schwimmen und eine wunderbare Zeit haben.“

„In die Therme? Natürlich kommen wir mit.“

Ungeduldig stehen sie am Schwimmbecken und treiben uns an.

„Das Mittagessen wird kalt. Ihr seid ja schon seit zwei Stunden im Wasser!“

„Wir haben es überhaupt nicht eilig. Überhaupt nicht.“

Marija und ich tauchen einander, spritzen mit Wasser herum, spielen fangen. Die Zeit ist stehengeblieben. Noch ein wenig, noch einmal schwimme ich auf und ab. Noch einmal. Und vielleicht doch noch einmal. Das Wasser ist warm, weich und meins. Wir setzen uns auf die Stufen im Wasser und träumen. Träumen wir? Wir malen uns die Zukunft aus, das Glück und ein neues Leben. Darf man das in diesen Zeiten? Es gibt keinen Krieg. In diesem Augenblick gibt es ihn nicht. Was nächste Sekunde passiert, ist mir egal. Jetzt, hier, im Wasser, auf diesen Stufen gibt es ihn nicht. Den Krieg gibt es nicht. Ich bin wirklich glücklich. In diesem Wasser, das alles Böse im Nu fortgetragen hat. Ich habe noch nichts Schreckliches erlebt.

Gebackene Schnitzel, Reis, Salat und Wein. Noch ein Gläschen? Ich hatte noch nie zuvor Wein gekostet.

„Das ist unser Hauswein“, meint die Gastwirtin.

Ich bin müde. So schön müde wie noch nie im Leben. Mir ist ein bisschen schwindlig im Kopf. Marija fallen die Augen zu.

„Gehen wir“, sagt sie bestimmt.

Die beiden Motorradfahrer schauen uns verwundert an.

„Es ist spät“, sagt Marija entschlossen.

Die beiden bringen uns ohne Worte zur Brigade. Ohne sich zu verabschieden laden sie uns ab und fahren weg.

„Haben wir etwas falsch gemacht?“, fragen wir Ančka.

„Ihr Ziegen, ihr naiven“, lacht sie uns aus. „Was denkt ihr, dass die beiden euch in die Therme gefahren haben, damit nur ihr zwei eine Freude daran habt?“

Was hat Ančka nur im Sinn?

Nacht. Wie schön der Mond heute ist. Sogar er lacht.

„Gute Nacht!“

*

Wir haben die Kolpa überquert. Jetzt sind wir sozusagen zu Hause. Ich hätte mich unterwegs beinahe doch glatt ergeben? Diese verdammten Wölfe. Ein bisschen noch und wir sind auf befreitem Gebiet. Wie sagt man noch mal? Auf unserem Boden. Irgendwie will mir das alles nicht in den Kopf gehen.

Uns erwarten Gulasch und die Kinder aus der Partisanenschule. Sie begrüßen uns. Wenn sie nur wüssten wie ausgehungert wir sind und ehrlich gesagt, dort tief im Inneren, am Grund unserer Seele auch verschreckt. Wir dürfen uns nicht verraten, wir müssen lächeln.

„Winkt ihnen zu, winkt. Verbirgt eure Müdigkeit und eure Trauer. Singt.“

Wir kriechen eher durch den Wald als dass wir gehen. Der Boden ist noch nass und das Laub faul. Wie lange werden wir uns noch in diesen Bergen verstecken. Wir sind ja wie Würmer.

„Losungswort.“

„Zum Teufel mit deinem Losungswort. Wir sind aus Bosnien zurückgekommen.“

Wir sitzen in einer Holzbaracke. Das soll unser Hauptquartier sein. Eigentlich gibt es rundherum noch einige Baracken. Hier, tief im Wald, verstecken sie sich. Das ist noch mehr am Arsch der Welt als mein gottverlassenes Dorf Bogneča vas. Auch einige Intellektuelle sind hier untergebracht. Und ein Dichter. Man müsse auf sie aufpassen, sagt man uns. Sie seien wertvoll, sagt man uns. Sicher. Ich weiß zwar nicht, warum, aber sei's drum. Unsere geistigen Anführer? Ich weiß nicht, ob ich in diesen Zeiten so etwas benötige.

„Nein, wir verlassen Slowenien nicht. Ihr habt es richtig gemacht.“

Ich schließe die Augen. Ich höre nur jedes zehnte Wort. Vielleicht nur jeden zehnten Satz. Streiten sie? Wer nur ist so laut? Sind so viele Worte nötig?

Ich kippe einfach auf die Holzbank.

„Ich habe meine Sache erledigt.“

Jemand deckt mich zu.

*

Es ist schon wieder Winter. Schon wieder eine Offensive. Ich schaue nach, ob alle schlafen, ob die Wachen auf ihren Posten sind, ob die Krankenpflegerin bei den Verwundeten wohl noch wach ist, ich blicke zum Himmel und zähle, ob alle Sterne noch auf der richtigen Seite sind. Ich halte Ausschau. Ich horche. Stille. Ich höre nur noch das Knistern des Feuers. Lange, lange haben wir diskutiert, ob wir ein Feuer machen sollen oder nicht. Wird es uns verraten oder nicht. Das sind Augenblicke, in denen es uns völlig gleich ist, was kommt. Nur, um uns wenigstens ein bisschen die Hände zu wärmen. Zumindest für kurze Zeit. Für einige Sekunden, einige Minuten. Und auch noch die Zehen an den Füßen. Und noch ...

Winter. Der Frühling und der Sommer sind so schnell vergangen. Den ganzen Herbst über hatte es nur geregnet und der erste Schnee fiel schon vor Weihnachten. Weihnachten. Werden wir dann noch am Leben sein? Solche Tage wie gestern werden wir nicht mehr viele überstehen. Aber das sage ich mir sowieso jedes Mal. Solche Tage wie gestern?

Gestern? Oder war es heute? Ich weiß es überhaupt nicht mehr. Der Kommandant kam und sagte zu mir: „Du wirst das zweite Bataillon ins Tal führen und ich gehe mit den anderen auf den Hang.“ Er sah mich an. Er war schön. Nur diese traurigen Augen. Mich überkam ein Frösteln.

„Oh Gott“, bat ich. Ich erschrak vor mir selbst, beinahe hätte ich mich verraten und gesagt: „Du wirst das nicht überleben.“ Und er überlebte es wirklich nicht. Ich sah es in seinen Augen, dass er nicht überleben würde.

Ich habe Angst. Ich habe Angst vor mir selbst. Das ist mir schon mehrmals passiert. So oft hatte ich in den Minuten vor dem Kampf bei einigen meiner Mitkämpfer den Tod in den Augen gesehen und jedes Mal durchfuhr mich das Gefühl, dass er nicht überleben würde. Und jedes Mal traf es auch ein. Immer, jedes Mal bitte ich, ich weiß zwar nicht wen, aber ich bitte, es möge nicht eintreten.

Wer bin ich nur? Was geschieht mit mir? Diese grauenhaften Todesahnungen. Woher kommt das? Fange ich etwa noch an, an Geister zu glauben? Wie endete noch mal jenes indische Märchen? Großvater, der Vater meiner Mutter, hatte es mir erzählt. Er nähte mit

der Hand und sträubte sich gegen die Nähmaschine. Ich saß stundenlang bei ihm und lauschte seinen Erzählungen.

Es ist eine schreckliche Last die Ängste und Prophezeiungen in sich zu tragen und darüber zu schweigen. Ich wage nicht mal, es Ančka zu erzählen.

„Du bist ja schon halb verrückt“, würde sie sagen. Wahrscheinlich würde sie Angst vor mir bekommen.

Alle schlafen. Wie lang wird diese Nacht sein! Und was kommt morgen?

(S. 46-S.48)

*

Wir hören Geschichten. Geschichten. Geschichten von allen Seiten. Geschichten über Deutsche, die vergewaltigen. Geschichten über Russen, die vergewaltigen. Geschichten über blutige Flüsse. Geschichten über Leichen, die darin treiben. Geschichten vom befreiten Belgrad. Geschichten über Tausende von Toten. Sie hatten geglaubt, dass auch die Vojvodina bereits befreit sei, aber da haben sie sich geschnitten. Wir leben diese Geschichten. Lauter Geschichten. Wir fliehen zu allen Seiten, wir stürmen kreuz und quer. Wir schießen, so viel wir können. Wir schießen, solange wir noch Munition haben. Wir schießen auf Leben und Tod. Manchmal befürchte ich, dass ich vor lauter Grauen schon auf meine eigenen Leute schieße. Tod. Überall nur Tod. Sogar die Blumen haben aufgehört zu blühen. Und die Vögel? Ich kann mich nicht mehr an sie erinnern.

Heute tragen mich hier alle auf Händen. Ich frage mich nicht, warum. Die Leute sind manchmal wirklich arme Wichte. Feiglinge. Gestern war ich bei einer Versammlung beim Generalstab. In einem kleinen Haus mitten auf einer Waldlichtung. Für einen Augenblick war mir ganz romantisch zumute. Ich setzte mich auf eine Bank vor dem Haus und träumte. Träumte von ihm, von Kindern, vom Leben. Träumte von Freiheit.

„Wir sind umzingelt!“ „Umzingelt“, schreit Janez noch lauter als die anderen.

„Wir müssen fliehen!“

„Bist du verrückt?! Wir sind verloren.“

Ich betrachte sie. Ich betrachte all diese verschreckten Helden.

„Ergeben wir uns. Es bleibt uns nichts Anderes übrig.“

„Nein, kommt nicht in Frage. Eher erschieße ich mich als dass sie uns holen kommen. Wir werden uns alle erschießen.“

„Wir müssen fliehen“, sage ich wieder.

„Wohin? Ihnen direkt in die Arme?“

Ich sehe sie an und renne los. Ich laufe in gebückter Haltung. Ich blicke nur zu Boden, um nicht zu stolpern. Dann wäre ich verloren. Ich rede mir ein, dass er im Wald auf mich wartet und all meine Brüder auch. Mutter. Vater. Ein bisschen noch. Nur noch ein bisschen. Halte durch.

„Lauf, lauf“, ermuntere ich mich selbst.

Im Wald werfe ich mich auf den Boden und warte. Ich halte Ausschau. Im Haus rührt sich nichts. Ich warte. Warum zum Henker trödeln die so? Ich stehe auf, hole tief Luft und laufe zurück zum Haus. Ich bin rasend vor Wut. Ich halte mir die Ohren zu, um die Schüsse nicht zu hören. Und die deutschen Flüche.

„Schaut, man kann zwei Mal überleben.“

Und ich laufe wieder in den Wald zurück. Jetzt rede ich mir nicht ein, dass dort jemand auf mich wartet. Jetzt würde ich diesen Verrückten nur gerne zeigen, dass man nicht nur einmal, sondern sogar drei Mal überleben kann.

Ich sitze da und betrachte diese Freude. Die Freude darüber, dass wir überlebt haben. Alle klopfen mir auf die Schulter. Diese Männer. Ich wäre gern allein und würde eine Kerze anzünden. Allein. Fordere das Schicksal nicht heraus. Vergiss nicht, wie verletzlich dieses Leben ist. Meins, deins. Das Leben. Ich schließe die Augen.

*

Ich bin ihnen nur knapp entronnen. Sie haben mich erkannt und ich sie. Damals, vor dem Krieg, waren alle Ministranten. Dauert dieser Krieg denn eigentlich nicht schon mein ganzes Leben lang? Lebten wir jemals ohne dieses Gemetzel? Ich kann mich an etwas Anderes überhaupt nicht mehr erinnern. Letztens träumte ich, ich stehe bis zu den Knien im Blut. Ich dachte, ich halte meine Beine in jenen Bach in meinem Dorf. Aber es war nicht unser Bach, sondern ein Bach aus Blut. Mutter stand am Ufer und schrie.

„Du Rotzbengel, wo spielst du denn! Raus mit dir!“

Und ich konnte meine Beine nicht bewegen. Und ich konnte meinen Mund nicht aufmachen. Ich konnte keinen Mucks herausbringen. Ich versuchte ihr mit den Armen zu verstehen zu geben, dass ich nicht konnte. Und sie schrie einfach weiter. Und ich? Werde ich ertrinken?

Es war ruhig. Ich ging über einen schmalen Pfad an der Weide vorbei. Ich vergaß den Krieg. Die Sonne schien und weil es so schön war, begann ich zu pfeifen. Da standen sie plötzlich vor mir. Ich blieb stehen und starrte sie an. Und sie mich. Niemand griff nach dem Gewehr. Ich vergaß meine Pistole. Ich erinnerte mich daran, wie sie ihre Nasen gerümpft hatten, als Mutter ihren armseligen Korb in die Kirche zum Pfarrer zur Fleischweihe brachte. Ich zeigte ihnen die Zunge und sprang ins Gebüsch.

„Na, macht schon! Fangt mich.“

Ich verspürte eine unheimliche Freude, als ich von einem Busch zum nächsten sprang.

„Hier bin ich! Kommt schon!“

Sie liefen mir nach. Sie teilten sich in zwei Gruppen auf.

„Kommt schon, ihr Weicheier, ihr verräterischen!“

Ich hörte sie fluchen und hatte einen unglaublichen Spaß dabei. Ich beobachtete sie, wie sie mit ihren Gewehren in das Brombeergestrüpp zielten und wurde langsam der ganzen Sache überdrüssig. Ich kehrte auf den Pfad zurück und marschierte langsam weiter, als wäre nichts passiert. Suchen sie mich noch?

Dann traf ich meine Leute, die nicht verstehen können, warum ich solche Späße treibe. Diese ganze Bitternis der Demütigungen von damals kam wirklich wieder in mir hoch. Und der Osterkorb meiner Mutter. Und ... Ich kann mir nicht helfen. Dieser schreckliche Wunsch nach Vergeltung.

(S. 58-S. 61)

*

Wir sind voller Rachegelüste. Zumindest von mir kann ich das behaupten. Wir rächen uns nicht, was wir stets beteuern, aber wir verteidigen unsere Heimat. Wir sind wirklich am Rande angelangt und brennen langsam aus. All das dauert nun schon so lange, dass wir immer übermütiger werden, schnippischer, rücksichtsloser. Manchmal sind wir schon so weit, dass wir einander auf die Finger schauen, jede einzelne Nudel abzählen, die unser Mitstreiter bekommt, jede Tasse Tee, den wir so oder so fast nie bekommen. Wir

beschuldigen einander wegen der Läuse und der Schlaflosigkeit. Kameradschaft? Irgendwie verschwindet sie langsam. Wir werden grausam.

Letztens kehrte ich zur Brigade zurück und Ančka kam mir mit einem Kurier entgegengelauten.

Völlig außer Atem baten mich die beiden: „Schnell, schnell. Du weißt nicht, was die tun wollen. Du musst es verhindern. Sie wollen nicht auf uns hören.“

Ich frage nicht nach und laufe mit ihnen durch den Schlamm und das abgefallene Laub. Am Boden liegen zwei Kämpfer. Erschossen.

„Zu spät“, stößt Ančka einen Seufzer aus.

„Wer war das?“ schreie ich.

Mit gesenkten Köpfen treten vier Partisanen zu mir.

„Was um Himmels Willen ist hier los?“

Alle schweigen. Ich blicke auf die zwei jungen Burschen, die tot vor mir liegen. Es ist nicht lange her, seit sie sich uns angeschlossen hatten. Was soll ich ihren Müttern sagen?

„Sie haben die Grammeln aufgegessen, die wir für die Verwundeten aufgespart haben“, meldete sich Marko nach langem Schweigen zu Wort. „Und die vier haben nicht auf uns gehört. Wir haben sie gebeten, auf dich zu warten. Und der Kommandant ist zum Stab gegangen.“

Die Grammeln waren plötzlich mehr wert als ein Leben. Ich betrachte die vier vor mir. Mörder, denke ich, behalte es aber für mich. Einen von ihnen habe ich gestern gerettet. Er war so erschöpft, dass er im Schlaf ins Feuer gekippt war und es nicht einmal spürte. Ich kam in letzter Sekunde vorbei. Soll ich sie bestrafen? Warum? Wie? Wer sind wir? Tapfere Helden oder Wilde?

„Hebt Gräber aus“, sage ich zu Marko.

Ich verlasse die Brigade. Sie schicken mich in die politische Abteilung der 15. Division. Aber das ist nicht der richtige Augenblick, um Abschied zu nehmen. Ich warte bis morgen.

„Ančka, gute Nacht.“

„Ich kann nicht schlafen. Ich sehe dauernd ihre erschrockenen Augen vor mir.“

*

„Das ist noch für gestern“, rief Vid und winkte den Maschinengewehrmännern mit der Hand zu, sie sollen mit dem Angriff loslegen. Gestern haben sie uns ordentlich verdroschen.

„Die Weißen sind auf der Flucht“, rief Vid hochofrenet. „Schau, wie sie rennen!“

„Freu dich nicht zu früh. Sie sind stark. Sie sind stärker, als ich dachte.“

Ich blickte ihnen nach. Sie hatten sich nicht sehr weit zurückgezogen.

„Tauscht die heißgeschossenen Rohre an den Maschinengewehren aus! Sind alle Verwundeten in Sicherheit?“

Dort, wo gestern noch die Verwundeten und Kranken lagen, wurde heute der Hinterhalt errichtet. Ein schlimmer Tag erwartet uns. Noch schlimmer als gestern. Wir müssen noch heute ihren Verteidigungsring durchbrechen, sonst sind wir verloren. Schrecklich, eigentlich ist alles schon langweilig geworden. Vor jedem Kampf verabschiede ich mich in Gedanken von allen. Von meinen Schwestern, von der Mutter, dem Vater und nun auch noch von ihr. Abschied. Ich hatte kaum die Tränen zurückhalten können, als sie die Brigade verließ. Werden wir uns jemals wieder sehen?

„Zum Teufel, jetzt jagen die auch noch Granaten auf uns“, fluchte Vid.

Die Weißgardisten sind zum Sturmangriff übergegangen, aber unser Hinterhalt konnte sie mit einem höllischen Feuer aufhalten. Die Hölle. Ich hatte nie eine genaue Vorstellung davon und nun ist sie Wirklichkeit geworden. Ein paar Weiße fielen und der Rest warf sich auf den Boden. Und jetzt? Jetzt hängt alles von uns ab. Wir müssen uns noch heute auf die andere Seite durchschlagen. Die Deutschen sind mit ihren Panzern im Anzug. Wir müssen schneller sein als sie.

Wir blicken uns gegenseitig in die Augen. So nahe stehen wir.

„Ihr habt keine gute Wahl getroffen!“

„Ihr Lumpen! Ihr Zigeuner!“

„Ihr seid ja zu dumm, um zumindest die Sprache eurer Lieblinge zu lernen!“

„Ihr Roten ihr! Ihr Bolschewiken!“

„Ihr beschissenen Klerikalen!“

Die Worte wurden schärfer als die Schüsse. Zumindest für einen Augenblick. Ich sprang nach vorne zu meinem Nachbarn, mit dem ich früher Kühe gehütet hatte. Er richtete sein Gewehr auf mich.

„Erinnerst du dich noch ...“

Es ist Nacht. Eine so dunkle Nacht. Langsam öffne ich die Augen. Um meine Beine herum spüre ich Nässe. Und Wärme. Wo bin ich? Ich liege. Wo? Als wiegte mich jemand, als wäre ich auf einem Schiff, das über wogendes Meer fährt. All diese müden Bäume um mich herum. Und sie bewegen sich. Sie gehen. Dieser Schmerz im rechten Bein. Es kommt ein Sturm.

„Pssst. Er wacht auf.“

Langsam, langsam beginne ich zu verstehen. Ich war gesprungen, ich wollte etwas sagen, dann knallte es. Nun liege ich auf einer Trage und die beiden Sanitäter Mirko und Lojze tragen mich. Wie lange schon? Wohin tragen sie mich?

„Langsam. Vorsichtig. Pass auf, wo du hintrittst.“

„Schon seit drei Tagen tragen wir ihn so. Wann treffen wir mal auf einen Arzt?“

„In dieser Offensive schaffen wir es nie nach Kočevski Rog.“

„Dass er uns nur nicht einfach so hier unterwegs stirbt. Er ist ein guter Kerl, nur manchmal ein wenig zu vorlaut“, höre ich noch.

Wieder wird um mich herum alles dunkel. Ich sehe nichts. Ich verliere mich. Suche Halt mit den Händen. Ich kann mich nirgendwo festhalten. Ich falle.

„Schlaf ruhig ein, mein Sohn“, höre ich meinen Vater sagen.